

Das
neunzehnte Jahrhundert
als
Vorläufer einer neuen Bildungsstufe.

1852-1833 *von*
Rede

gehalten zur Universitäts-Feier
am

28. Februar 1900

von
Prof. Dr. F. Bernhöft

d. Z. Rector.



Rostock.

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von Adler's Erben.

1900.



Werte Kollegen und Kommilitonen!

Verehrte Gäste!

Alljährlich ladet die Universität ihre Angehörigen und Freunde ein zu einer Gedächtnisfeier für den hochseligen Grossherzog Friedrich Franz II., der mit Recht der zweite Gründer unserer Hochschule genannt wird. Heute hat dieses Gedenkfest eine besondere Bedeutung. Denn wir stehen an der Wende des Jahrhunderts, dessen Zierde der Mecklenburgische Grossherzog Friedrich Franz II. als sorgender Vater seiner Unterthanen, als treuer Freund des grossen deutschen Kaisers, mit Einem Worte: als das Urbild eines echten deutschen Fürsten gewesen ist.

Hundert Jahre sind ein unendlicher Zeitraum für den einzelnen Menschen, eine kleine Spanne Zeit für ein Volk. Und dennoch, wenn wir zurückblicken, so hat das verfllossene Jahrhundert für unser deutsches Volk so grosse Veränderungen gebracht, wie keines zuvor. An seinem Anfange steht ein altersschwaches, zerfallendes Reich, das nur von den Erinnerungen einer längst vergangenen Grösse aufrecht erhalten wird und weder sich selbst noch seine Glieder schützen kann; an seinem Ende steht ein anderes, jugendstarkes Reich, das mächtig, strahlend im lichten Ruhmesglanze die deutschen Volksstämme unter seine Fahnen versammelt.

Gewiss, so lange es Deutsche giebt, so lange werden sie der grossen Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts gedenken. Aber viel gewaltiger noch, viel tiefer greifend sind die Veränderungen in unserm gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben. Wie das Posthorn klingt, das erscheint uns fast als eine Erinnerung aus grauer Vorzeit, heute ertönt durch die Lande der gellende Pfiff des

Dampfwagens, das Zeichen einer völlig anderen Zeit. Unsere Kinder begreifen nicht, dass man vor Zeiten tagelang in einer Kutsche reisen musste, und unsere Enkel werden nicht begreifen, dass es einmal unmöglich war, zwischen Rostock und Berlin ein mündliches Gespräch zu führen. Wir selbst haben über der Fülle der Erfindungen das Staunen verlernt und werden uns kaum noch dessen bewusst, dass in unseren Zeiten das Unglaubliche Wahrheit geworden ist.

Unter den Ursachen dieser Umwälzung steht der Fortschritt der Naturwissenschaften und die dadurch bewirkte Veränderung aller Lebensverhältnisse, insbesondere die Ausdehnung der Gütererzeugung und die Erleichterung des Weltverkehrs obenan.

Die Bildung und Gesittung eines Volkes hängt vor allem anderen von dem Grade der Herrschaft ab, die der Mensch über die Natur übt. Wenn wir den Entwicklungsgang der Menschheit überschauen und den Zusammenhang der einzelnen Erscheinungen schärfer ins Auge fassen, so ist es geradezu erstaunenswert, wie sehr die Ordnung der Familie und der ganzen Gesellschaft, ja selbst die sittlichen Anschauungen durch wirtschaftliche Verhältnisse bestimmt werden.

Jäger- und Fischervölkern, wie den Indianern Nordamerikas, den Kamtschadalen und anderen Stämmen Nordasiens, den Ureinwohnern Australiens, weisen wir in der Regel die niedrigste Stellung in der Stufenfolge der Entwicklung der Menschheit an. Dass dies im wirtschaftlichen Sinne richtig ist, bedarf kaum der Ausführung. Sie begnügen sich mit dem, was ihnen die Natur von selbst bietet; ihre Fähigkeit besteht nicht in der Erzeugung neuer, sondern lediglich in der Aneignung vorhandener Güter. Und gesellschaftlich gilt von ihnen Aelmliches. Der Ansatz zu jeglicher Staatenbildung fehlt bei ihnen. Hordenweise leben sie zusammen, wie denn selbst auf dieser Stufe der Mensch auf den Menschen angewiesen ist, aber kaum, dass sich zwischen den verschiedenen Horden Freundschaftsverhältnisse und lockere Bündnisse bilden, und von irgend welchem festen Zusammenschluss ist keine Rede. Infolge ihrer herum-schweifenden Lebensweise sind ihre Familienverhältnisse ebenfalls lose. Die Frau folgt nicht dem Manne, sondern umgekehrt pflegt sich der junge Mann an den Stamm der

von ihm Erwählten anzuschliessen, meist als dienendes Mitglied, und das leicht geknüpft Band wird, wenn die Neigung der Gatten zu einander erlischt, ebenso leicht wieder getrennt. Selbst Ehen auf Zeit kommen vor. Ein eigentliches Vermögensrecht kann sich unter diesen Umständen nicht entwickeln. Die Erde gilt als allen Menschen gemeinsam, und alles, was sie zur Ernährung und Erhaltung des Menschen erzeugt, gehört dem, der es in Besitz nimmt. Ein Eigentum besteht nur an den wenigen Dingen, die dem persönlichen Gebrauche des Einzelnen dienen. Selbst an diesen pflegt sich ein Erbrecht nur sehr langsam zu entwickeln, ein eigentümlicher Aberglaube hindert es. Denn nach dem Tode des Eigentümers betrachtet man ursprünglich das, was er hatte, noch weiter als sein Eigentum und fürchtet, dass die Rache des Geistes jeden, der sich daran vergreifen sollte, treffen würde. Daher flieht man den Ort, wo der Tote gestorben ist, und lässt alles, was ihm gehörte, aus abergläubischer Scheu dort zurück. Noch auf sehr viel höheren Bildungsstufen erhalten sich Reste dieser Sitte. So wurden in alter Zeit tartarische Fürsten in ihren Zelten begraben, und es folgten ihnen Tiere, selbst Sklaven in den Tod; so wurden die altnordischen Seekönige in dem Schiffe, das sie zu Lebzeiten befahren hatten, dem Meere preisgegeben; und selbst wir noch pflegen dem teuren Toten Sachen, an denen sein Herz besonders hing, in das Grab mitzugeben.

Eine umfangreiche Gütererzeugung findet dagegen bereits bei den Viehzucht treibenden Hirtenvölkern statt. Die Familiengenossen schliessen sich geschlechterweise an einander und bilden grössere Männerverbände zu gegenseitigem Schutz des Lebens und des Eigentums. Die Patriarchen, die wir aus der Bibel kennen, waren nichts anderes als die Häupter solcher Geschlechter, und noch heute leben in den Steppen Mittel- und Nordasiens zahllose Stämme, bei denen die Reisenden zu ihrem Erstaunen dieselben Sitten fanden, von denen uns das alte Testament berichtet. Anfangs verlässt freilich der Mann noch immer seine Heimat, um seine Braut zu suchen, — man denke an den Brautdienst von Jakob um Lea und Rahel — aber alsbald folgt die Frau dem Manne zu seinem Geschlechte, und dies wird um so mehr zur Regel, je enger unter dem Einfluss des gegenseitigen Interesses das Band wird, das die Geschlechtsgenossen ver-

man die Bestimmungen des BGB., das dieser Entwicklung in gewisser Weise den Abschluss gegeben hat, durchmustert, so fällt es auf, wie weit die Aufsicht des Gerichtes, das freilich noch immer die Bezeichnung „Vormundschaftsgericht“ führt, auch über die Eltern ausgedehnt ist. Der Vormundschaftsrichter schreitet ein, wenn das geistige oder leibliche Wohl des Kindes durch Vernachlässigung oder „ehrloses oder unsittliches Verhalten des Vaters“ gefährdet wird, oder wenn sein Vermögen durch Pflichtwidrigkeit oder Vermögensverfall des Vaters gefährdet wird. Er kann dann Unterbringung des Kindes in einer Familie oder einer Anstalt veranlassen, kann die Verwaltung des Kindesvermögens beaufsichtigen und unter Umständen dem Vater ganz nehmen und kann ihm sogar die Vertretung des Kindes in grösserem oder geringerem Umfange entziehen. Das Interesse des Kindes ist ausschliesslich entscheidend: es giebt keine Befugnis des Vaters, die nicht im Interesse des Kindes aufgehoben werden könnte. Man sieht: auch der Vater übt im Grunde nichtmehr selbständige, eigene Rechte, sondern staatlich verliehene Befugnisse im Interesse des Kindes aus. Mit dem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahr tritt dann das Kind aus der elterlichen Gewalt und wird in allen Beziehungen selbständig: es verwaltet sein Vermögen, bestimmt nach freiem Ermessen über seine Person und kann sogar eine Ehe abschliessen, ohne die Eltern zu fragen. Nur die pekuniäre Abhängigkeit des Kindes wird vermutlich noch immer den Eltern einen gewissen thatsächlichen Einfluss sichern.

Während nun das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern sich ziemlich stetig in der Art entwickelt hat, dass das Interesse der Eltern zurück-, das des Kindes immer mehr hervortrat, weist die Entwicklung des Verhältnisses der Ehegatten ziemliche Sprünge auf. Durchweg werden Mann und Frau als Genossen betrachtet, und schon aus diesem Grunde musste der Brautkauf früh zur leeren Form erstarren oder gänzlich verschwinden, ausserdem hatte auch durch die bereits berührte Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse die Zahlung eines Brautpreises jede innere Berechtigung verloren. Dabei bestand — ebenfalls fast ganz allgemein — das Bestreben, dem Manne als dem stärkeren Teile ein grösseres Mass von Pflichten und Rechten zu geben: von Pflichten,

indem man ihm die Sorge für den Unterhalt der Familie auferlegte: an Rechten, indem man ihm die massgebende Stellung in allen Familienangelegenheiten einräumte. Aber die Art, wie dies im Recht durchgeführt wurde, war sehr verschieden. Selbst in dem Rechte desselben Volkes und derselben Zeit finden sich schroffe Gegensätze. Bald wird — wie in der altrömischen Ehe — die Frau dem Manne juristisch völlig unterworfen, ja geradezu einer Haustochter gleichgestellt, bald untersteht sie — wie meist nach deutschem Recht — wenigstens der Vormundschaft des Mannes, bald steht sie — wie schon im späteren römischen Recht — dem Manne unabhängig und selbständig gegenüber. Der Zug der Zeit bewegte sich im allgemeinen in der zuletzt bezeichneten Richtung, und so hat auch in Deutschland das BGB. die letzten Reste der Vormundschaft des Mannes über die Frau aufgehoben.

Der Übergang zu einer höheren Wirtschaftsstufe und damit zu einer höheren Bildungsstufe geschieht meist nicht aus freier Wahl, sondern aus harter Notwendigkeit. Ungern geben Völker mit herumschweifender Lebensweise ihre ungebundene Freiheit auf; die Ansiedelungsversuche, die man namentlich in Ungarn mit Zigeunern, in Amerika mit Indianern gemacht hat, zeigen, wie schwer sie zur Sesshaftigkeit zu bringen sind, und wie leicht sie immer wieder in die Gewohnheiten ihrer Vorfahren zurückfallen. Auch die umherziehenden Hirtenvölker sind weit entfernt, die in festen Häusern wohnenden Menschen als Träger einer höheren Gesittung anzusehen und verachten im Gegenteil den in dumpfen Strassen lebenden Städter wie den an die Scholle gefesselten Bauer.

Aber die Wirtschaftsweise ist massgebend für die Zahl der Menschen, die die verfügbare Erde ernähren kann. Derselbe Grund und Boden kann wenig Jäger, mehr Viehzüchter und sehr viel mehr Ackerbauer ernähren, und natürlich bestehen selbst wieder zwischen den einzelnen Jägervölkern, Hirtenvölkern, Ackerbauvölkern je nach der Art der Wirtschaftsweise sehr erhebliche Unterschiede. Ist für eine bestimmte Wirtschaftsstufe die höchste mögliche Bevölkerungszahl erreicht, so muss das weitere Steigen der Bevölkerung durch anderweitige Einflüsse gehemmt werden; wenn die Auswanderung nicht mehr genügt, um die überschüssige

Menge abzuleiten, so sorgen Kriege und Seuchen, unter Umständen auch wiederkehrende Hungersnöte dafür, das richtige Verhältnis zwischen dem Grund und Boden und den Menschen, die darauf wohnen, wiederherzustellen. Dieses gewaltsame Zurückdrängen der natürlichen Volksvermehrung dauert notwendig so lange, bis es gelingt, durch eine stärkere Ausnutzung des Bodens mehr Güter zu erzeugen, als bisher möglich war.

So wird die höhere Gesittung durch die Not erzeugt, und schwere Umwälzungen im gesamten Volksleben pflegen ihre Folge zu sein. Die veränderte Lebensweise wird als Übel, das engere, mehr gebundene Zusammenwohnen. als Beeinträchtigung der Freiheit empfunden; altangesehene Familien, die bisher dem Volke die Führer lieferten, können sich den neuen Verhältnissen nicht anpassen und gehen zu Grunde, Emporkömmlingen Platz machend; neue Sitten kommen auf und selbst neue Anschauungen über das, was sittlich und gerecht ist. Gar vieles, und auch viel Gutes muss zu Grunde gehen, um dem Neuen den Boden zu bereiten.

Das Jahrhundert, an dessen Wende wir stehen, hat uns des Neuen viel gebracht. Die steigenden Bevölkerungszahlen legen von der stärkeren Ausnutzung der Naturkräfte beredtes Zeugnis ab. Aber nicht nur, dass durch eine verbesserte Wirtschaftsweise dem Boden mehr Früchte abgewonnen werden, als bisher für möglich galt. Das durch grossartige Erfindungen unterstützte Grossgewerbe hat die Gütererzeugung zu einem ungeahnten Umfange gebracht, und die verbesserten Verkehrsmittel rückten den Einfluss der Entfernung auf ein Geringes herab. Wir haben heute an allem Überfluss, was in früheren Zeiten für erstrebenswert galt: an Gütern, an Menschen und an Geld; und dennoch sehen wir zu unserm Erstaunen, dass die Folge davon nicht eine allgemeine Glückseligkeit, sondern ein allgemeines Unbehagen ist. Dabei scheinen altbegründete sittliche Verhältnisse zu leiden. Handel und Gewerbe lösen den Menschen von der Scholle, aber sie lockern auch die Familienverhältnisse, und jene übermässig freien Bestimmungen, die das BGB. für das Familienrecht trifft, sind — vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet — eine recht bedenkliche Frucht der Zeit. Unerhörte Forderungen, die auf eine vollständige Umkehrung aller bisherigen Ver-

hältnisse gehen, werden offen von den staatsfeindlichen Parteien erhoben. Da ist es denn natürlich, dass wir schwindelnd bei dem rasenden wirtschaftlichen Fortschritt, in dem wir uns befinden, uns mit einem seltsamen Gemisch von stolzer Hoffnung und banger Sorge fragen: sind die Umwälzungen, die uns das neunzehnte Jahrhundert gebracht hat, wirklich die Vorboten einer neuen Wirtschaftsform, wie unsere Erde bisher ihres Gleichen nicht gesehen hat?

Wenn wir am Ende eines grösseren Zeitabschnittes stehen, dann pflegen wir wohl den Versuch zu machen, rückschauend in die Vergangenheit zu erschliessen, was uns die Zukunft bieten wird. Und kein Zeitpunkt eignet sich dazu mehr als der jetzige, wo der Blick unserer Staatsmänner die ganze Welt umfasst, wo die Erde zu klein erscheint, um dem Wettbewerbe aller aufstrebenden Völker zu genügen.

Von*) Alters her stehen die Völker Asiens und Europas in einem engen Zusammenhange. Der Ural ist keine Völkerscheide; die Stämme, die zu seinen beiden Seiten wohnen, sind stets an Körperbildung, Sitte und Volksart einander ähnlich gewesen. Zu verschiedenen Zeiten ist die Bevölkerung Asiens nach Europa herübergeflutet und von Europa wieder nach Asien zurückgeströmt. So können wir denn das asiatisch-europäische Ländergebiet als ein einziges Kulturfeld betrachten. Vom Standpunkte der Volkskunde ist Europa nichts als eine grosse Halbinsel Asiens, von dem Festlande viel weniger getrennt als die vorderindische Halbinsel, die im Norden durch öde Hochländer und unwegsame Gebirgsketten abgeschlossen ist.

An den Rändern dieses ungeheuren Gebietes giebt es drei Gruppen von Kulturvölkern, die chinesische, die indische und die europäische Gruppe. Es ist kein Zufall, dass die Ausgangspunkte für die höhere Gesittung sich gerade auf grossen Halbinseln oder Ausbauchungen des Festlandes befinden. Denn die Kultur entsteht im Völkergedränge, da, wo durch Kriege oder durch friedlichen Wettbewerb im Kampfe ums Dasein alle Kräfte bis zum Aeussersten angespannt

*) Einiges von dem Folgenden habe ich bereits in dem Einleitungsaufsatz zu dem Jahrbuch der Int. Ver. f. vgl. R.-W. und Volkswirtschaftslehre I. S. 1 ff. für einen engeren Leserkreis ausgeführt.

werden. Halbinseln, bei denen ein Ausweichen vor andrängenden Feinden nicht möglich ist, Landengen, wo verschieden geartete Stämme auf einander stossen, sind die Orte, wo sie sich am schnellsten und kräftigsten entwickelt. Selbst in einem und demselben Volke pflegen gerade die Stämme, die dem feindlichen Anprall am meisten ausgesetzt sind, sich, wenn sie nur überhaupt erfolgreich Widerstand leisten, zu einer führenden Rolle emporzuarbeiten. Rom war ursprünglich eine latinische Grenzfestung gegen Etrurien, und die beiden östlichen Marken Deutschlands sind die Keime zu zwei Grossmächten, Preussen und Oesterreich, geworden. Wir können uns nicht verhehlen, dass der Krieg, so kulturfeindlich er sich in seinen unmittelbaren Wirkungen zeigt, dennoch in seinen Nachwirkungen ein ausserordentlich mächtiges Beförderungsmittel der Kultur ist.

Die Mitte des asiatischen Festlandes ist von Völkern geringerer Bildungsstufe bewohnt. Zum grossen Teile sind es viehzüchtende Reitervölker, die in ziemlich losen Geschlechterverbänden leben und in einem grösseren Gebiete umherziehend die Weideplätze für das Vieh nach bestimmten Regeln wechseln. Ein eigentlicher staatlicher Zusammenhang fehlt ihnen zumeist; gelingt es aber einem starken Fürsten oder Volksführer, sie unter seiner Hand zu vereinigen, so können sie eine grosse Angriffskraft entwickeln, und die mächtigsten Reiche haben unter ihrem Anprall gebebt. Schnell geknüpft, ist die Vereinigung selten von längerer Dauer: wenn der leitende Mann aus dem Leben scheidet, dann zerfällt in der Regel der gewaltige Völkerbund wieder in seine ursprünglichen Bestandteile.

Die aus dem Innern Asiens erfolgenden Vorstösse richteten sich vorwiegend nach Westen gegen Europa oder nach Osten gegen China; nach Süden wurden sie durch Gebirge und Wüsten erschwert oder wenigstens abgemildert; nach Norden scheinen sie ganz unterblieben zu sein, weil die Eisfelder Sibiriens zu einer Eroberung wenig lockten. Dass gerade Europa im Altertum und im Mittelalter viel unter diesen Angriffen zu leiden gehabt hat, ist bekannt. In vorgeschichtlicher Zeit mögen unsere eigenen Vorfahren aus Asien eingedrungen sein, um die Ureinwohner Europas zu unterjochen und das Land zu besiedeln. Aus der geschicht-

lichen Zeit sind hervorzuheben die Perserkriege, in denen ungeheure Scharen von einem der Zahl nach unbedeutenden Volke, den Griechen, allein und ziemlich schnell zurückgeschlagen wurden; die wiederholten Einfälle der Hunnen, die die europäischen Staaten an den Rand des Verderbens gebracht haben, vor allem die Angriffe der Türken, die zur Zerstörung des oströmischen Reiches und zur Eroberung der Balkanhalbinsel führten. Alle diese schweren Kriege sind durch das Ausdehnungsbedürfnis asiatischer Horden verursacht worden; ihr Erfolg ist sehr verschieden gewesen, zu dauernden Eroberungen sind nur die Türken und die Ungarn gelangt. Der Stoss hat den Rückstoss hervorgerufen: den Zug Alexanders des Grossen, der das Perserreich vernichtete und die europäischen Truppen bis nach Indien führte, die asiatischen Feldzüge der Römer, die Kreuzzüge, endlich das stetige, unaufhaltsame Vordringen der Russen in Sibirien und Mittelasien. In neuerer Zeit ist die Angriffskraft der Asiaten erschöpft. Neue Vorstösse sind nicht mehr zu fürchten, und selbst die früheren Eroberungen werden schwerlich auf die Dauer behauptet werden. Die Ungarn, die europäische Sitten und Anschauungen angenommen haben und dadurch ein Glied unserer Völkergruppe geworden sind, werden sich freilich behaupten, aber die Herrschaft der Türken auf europäischem Boden ist in dem verflorbenen Jahrhundert stark beschränkt, und selbst für den ihnen verbliebenen Rest sind ihre Tage gezählt.

Viel mehr als Europa hat China unter den Einfällen mittelasiatischer Horden gelitten. Schon in älterer Zeit sind von solchen mehrfach grosse Teile des Reiches in Besitz genommen worden. Die grosse Mauer, dieses in der Geschichte einzig dastehende Werk, legt noch heute von der Furcht der Chinesen vor den Barbaren beredtes Zeugnis ab, aber sie war nicht auf die Dauer imstande, die Einfälle von diesen zurückzuhalten. Im Jahre 1280 eroberte der Mongole Kublai Khan China und gründete ein grosses, wohl eingerichtetes Reich, das uns durch die Berichte des bekannten Reisenden Marco Polo näher bekannt geworden ist. Die von ihm ausgehende Herrscherfamilie behauptete den Thron nicht ganz hundert Jahre und wich darauf einheimischen Kaisern. Im siebzehnten Jahrhundert erhob sich dann das tungusische Volk

der Mandschu. Ihre Herrscherfamilie bemächtigte sich des Reiches im Jahre 1644 und behauptet es bis auf den heutigen Tag.

Die Kultur der erwähnten drei Völkergruppen hat keinen gleichartigen Charakter. Die der Chinesen und die der Inder befindet sich in einem fast völligen Stillstande, freilich aus sehr verschiedenen Gründen.

Der hervorstechende Zug von China ist dessen Unwehrhaftigkeit. Nach chinesischen Anschauungen ist nicht nur der Krieg etwas Barbarisches und Verabscheuungswürdiges, sondern diese Abneigung wird auch auf alles, was mit dem Kriege zusammenhängt, übertragen und die Folge davon ist eine weitgehende Vernachlässigung alles Militärischen. Dadurch erklärt es sich, dass das grösste Reich der Welt trotz seiner uralten Kultur, deren beglaubigte Geschichte bis in das dritte Jahrtausend vor Christi Geburt zurückreicht, trotz seines im übrigen festen Gefüges und trotz seiner vorzüglichen polizeilichen Einrichtungen ausser Stande gewesen ist, sich vor dem Eindringen halbwilder Stämme zu schützen. So ist es denn mehrfach gezwungen worden, die Zuwanderung neuer Volksbestandteile als Folge unglücklicher Kriege zu dulden. Aber ein Anstoss zum Fortschritt wurde damit nicht gegeben. Die Fremden, die als Eroberer gekommen waren, nahmen alsbald chinesische Eigenart an und gingen in dem chinesischen Volkstum auf. So sind die Nachkommen des Kublai Khan in weniger als hundert Jahren, so sind heute die Mandschu trotz aller künstlichen Massregeln ihrer Fürsten völlig zu Chinesen geworden, sodass sie nicht einmal mehr ihre Stammsprache sprechen können. Die Zuwanderer wurden Chinesen, und die Chinesen blieben, was sie waren. Ein Schriftsteller sagt, China habe ein eigentümliches Mittel, sich zu vergrössern: das Erobertwerden. Der Satz scheint widersinnig und ist dennoch buchstäblich wahr. Die Eroberer fügten eben zu dem eroberten Reiche ihr eigenes Gebiet hinzu, und dieses wurde in kurzem nach Volksart, Sprache und Sitte chinesisch. In neuester Zeit war es nahe daran, dass sich das alte Schauspiel wiederholte. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass Japan, wenn die Asiaten unter sich geblieben wären, das chinesische Reich erobert hätte, und dass nach dem mongolischen und dem mandschurischen

Herrschergeschlechte jetzt ein japanisches auf dem Throne sitzen würde, das dann in einigen Jahrhunderten wahrscheinlich ebenfalls dem Schicksale anheimfiele, chinesisch zu werden. China wäre dann um Japan vergrössert worden. Inzwischen haben sich aber die Weltverhältnisse vollständig geändert, und so hat das Eingreifen europäischer Mächte die Herrschaft der Mandschu um ein wenig verlängert.

Zwischen China und Indien bestehen alte Beziehungen, und namentlich hat die von Indien ausgehende buddhistische Religion — vorzüglich wohl durch den Einfluss der mongolischen Kaiser — in China Eingang und grosse Verbreitung gefunden. Aber eine innere Verwandtschaft zwischen beiden Kulturgebieten ist nicht vorhanden. Im Unterschied von der chinesischen Gleichförmigkeit ist Indien das Land nationaler Gegensätze. Nicht nur im Norden, sondern auch inmitten der Halbinsel giebt es wie nirgend sonst weitverzweigte, unübersteigliche Gebirge mit unzugänglichen Waldthälern, die nie der Fuss eines Europäers, ja selbst nicht der Fuss eines Brahmanen betreten hat. Hier kann sich bei kleinen Stämmen in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt Eigenart in Sprache, Sitte und selbst in Körperbildung entwickeln. Wenn ein Land geeignet ist, neue Menschenrassen zu bilden, so ist es Indien. Im Innern des Vindhja-Gebirges, ja auch auf den immerhin noch leichter zugänglichen blauen Bergen im südlichen Indien, die durch eine weite, ungesunde Fieberzone von dem übrigen Lande abgesperrt sind, hat man gelegentlich kleine Völker entdeckt, die sich in allem von den Bewohnern des offenen Landes unterscheiden. Aber auch unter diesen sind die Gegensätze nicht weniger schroff. In demselben Gebiet leben bisweilen zehn und mehr verschiedene, gesellschaftlich vollständig getrennte Rassen, unter denen jede Gedankengemeinschaft unmöglich ist. Zwischenheiraten zwischen ihnen sind unbedingt ausgeschlossen, ein vertraulicher Verkehr ist verboten, den niedrigsten Klassen ist selbst die körperliche Annäherung an die höheren untersagt. Der Brahmane wird z. B. verunreinigt, wenn sich der Athem eines Paria oder gar eines Europäers mit dem seinen mischt. Mehrfach sind neue Volksbestandteile in Indien zugewandert, Perser, Muhamedaner, in neuerer Zeit die Europäer, aber jeder von ihnen bleibt für sich und ist von den anderen durch

eine unüberbrückbare Kluft geschieden. Deshalb kann sich kein gemeinsames Volkstum entwickeln, deshalb ist es einer geringen Zahl Engländer möglich, das grosse volkreiche Land unter ihrer Herrschaft zu halten, deshalb ist seit mehr als zweitausend Jahren trotz der hohen Beanlagung der Einwohner kein Fortschritt in der Bildung eingetreten. Die verschiedenen Volksbestandteile mengen sich, aber sie mischen sich nicht, und so fehlt es auch an der Gährung, die die notwendige Voraussetzung einer jeden Weiterentwicklung ist. In Indien gibt es Rassen, Kasten, Stämme, Familien, aber kein Volk.

Von den drei genannten Völkergruppen ist die europäische die jüngste, die regsamste und die streitbarste. Weit über tausend Jahre nach dem Aufblühen der chinesischen Kultur und hunderte von Jahren, nachdem Indien der Sitz einer noch heute bewunderten Weltweisheit geworden war, war Europa ein unzugängliches Gemisch von Wald und Sumpf, in dem Wölfe und Auerochsen hausten. Auch waren die ersten Anfänge aufkeimender Gesittung nicht sehr vielversprechend. Unaufhörlicher Hader und Krieg herrschte zwischen nah verwandten Stämmen, zwischen einzelnen Städten und Gemeinden: nicht nur in Griechenland und Italien, sondern ebenso in Gallien und Germanien und bei den Völkern des Nordens. Viehdiebstahl und Frauenraub — man denke an den trojanischen Krieg, an den Raub der Sabinerinnen durch die Römer — waren damals die regelmässigen Ursachen der endlos sich wiederholenden Kämpfe. Durch Bündnisse und durch Unterwerfung der schwächeren Gemeinwesen bildeten sich dann grössere Verbände, die durch ihren Umfang und ihr festes Gefüge den vereinzelt gebliebenen Stämmen überlegen waren. Ganze Völker haben sich zu Staaten vereinigt, ausgedehnte Reiche sind entstanden und zerfallen, die staatsmännischen Zwecke sind bedeutsamer und wichtiger geworden, aber Streit und Krieg haben andauert bis auf die heutige Zeit. Und wer jetzt das in Waffen starrende Europa betrachtet, der wird zu der Hoffnung auf eine glückliche Zeit ewigen Friedens wenig Ermütigung finden.

Viel Keime höherer Gesittung sind auf diese Weise zertreten worden, aber mehr noch sind uns durch die

Wehrhaftigkeit, die die Folge dieser andauernden Kämpfe war, erhalten geblieben. Im Altertum hat das kleine griechische Volk die Perserheere zurückgeschlagen, und die Völker der späteren Zeiten haben sich der Hunnen und der Türken zwar mit Mühe, aber auch mit Erfolg erwehrt. Europa hat nicht das Schicksal Chinas erlitten.

Lange Zeit ist der Gesichtskreis der europäischen Völker ziemlich eng gewesen. Das sogenannte römische Weltreich umfasste selbst zur Zeit seiner Blüte wenig mehr als die Länder um das mittelländische Meer, also von der Erdoberfläche einen recht kleinen Teil, und wenn man später, im Mittelalter, Kaiser und Papst als die Oberhäupter der Welt zu bezeichnen pflegte, so war dabei das Wort „Welt“ in einem ähnlichen bescheidenen Sinne gebraucht. Eine Fülle von Anregungen und neuen Anschauungen haben die Kreuzzüge gebracht, eine gründliche Änderung aber beginnt erst mit der Entdeckung von Amerika. Zum ersten Male erhielt man eine Vorstellung von der wirklichen Ausdehnung der Erde, die nächstbeteiligten Völker sahen sich vor eine lockende Aufgabe gestellt, und bei den nun folgenden Eroberungszügen stellte sich eine bewunderungswerte militärische Überlegenheit heraus, die es kleinen Haufen von Abenteurern ermöglichte, grosse, wohlgeordnete Reiche wie Mexiko, Peru in schnellem Ansturm zu nehmen und zu zerstören. Europa entwickelte eine ungeheure Ausdehnungskraft der Bevölkerung, und ein fortdauernder Strom von Auswanderern ergoss sich über die neu erschlossenen Gebiete.

Gerade unser Vaterland verharnte allerdings noch lange in vollständiger Unthätigkeit. Häuslicher Zank und häusliche Sorgen nahmen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch, der unglückliche dreissigjährige Krieg brachte den Wohlstand und die Volkskraft Deutschlands um Jahrhunderte zurück, und selbst, als beides sich wieder einigermassen ergänzt hatte, war das grosse Land in seiner staatlichen Zersplitterung zu sehr mit Kirchturmsinteressen beschäftigt, um an eine Weltpolitik zu denken. So kam der Überschuss der wieder erstarkten Volkskraft fremden Kolonien zu gut.

Im Osten ging dagegen Russland vor. Eine beharrliche und folgereicht durchgeführte Staatskunst hat ihm ein ausgedehntes zusammenhängendes Reich und, wie es den An-

schein hat, die Vorherrschaft in ganz Asien gesichert. Gerade die Stetigkeit und Gleichmässigkeit dieses Vorgehens lässt es weniger in die Augen fallen, auch wird die Bedeutung der Russen als wirklicher Kulturträger meist unterschätzt. Es ist ja nicht zu leugnen, dass die Geschichte der Besiedelung Nord- und Mittelasiens sehr schwarze Flecken aufzuweisen hat: vor einigen Jahren wurden die Augen der Welt durch einen amerikanischen Schriftsteller auf das traurige Loos der nach Sibirien verschickten Staatsverbrecher gerichtet; auch zeigen die Berichte von Reisenden deutlich, dass bei dem weiteren Vordringen der Russen sich über das neu in Besitz genommene Land Händler mit sehr bedenklichen Geschäftsbahungen auszubreiten pflegen, die ganze Stämme auswuchern und zahlreiche Familien völlig zu Grunde richten. Das und manches andere kann nicht entschuldigt werden, aber es ist nicht gerecht, wenn man immer nur hierauf hinweist und dagegen ähnliche Vorgänge bei den Eroberungen anderer Völker, z. B. die Härte, mit der in Amerika die Indianer aus ihren Gebieten vertrieben wurden, die Hinterlist, mit der die Engländer sich Indiens bemächtigt haben, vergisst oder wenigstens mit Stillschweigen übergeht. Und es ist ferner hervorzuheben, dass, während der Engländer den Einwohnern unterworfenen Länder innerlich fremd bleibt, der Russe ein Verständnis für die Asiaten hat, und dass selbst einzelne Fehler, die wir ihm vorwerfen, ihn in Wirklichkeit dem Asiaten nur näher bringen. Wenn Russlands Machtmittel nicht mehr durch das Misstrauen gegen Deutschland an der westlichen Grenze gebunden werden, wenn es sich mit voller Kraft auf Asien werfen kann, dann wird es keine Macht in Asien geben, auch die englische nicht, die ihm dort die Herrschaft streitig machen kann.

Die Saat, die vor Zeiten gesät wurde, ist im neunzehnten Jahrhundert gereift. Durch die Vervollkommnung der Verkehrswege, durch die immer noch fortschreitende Verbesserung der militärischen Hilfsmittel befähigt, rüsten sich die Völker Europas und die Völker europäischer Abkunft, von der bewohnten Erdoberfläche Besitz zu ergreifen. Ein einziges anderes Volk tritt mit ihnen in den Wettbewerb: die Japaner. Auch wir Deutschen sind nach langem Zaudern aus der weltfremden Abgeschlossenheit, in der wir uns

behaglich fühlten, herausgetreten; weitschauende Fürsten und Staatsmänner haben uns mit fester Hand auf neue Aufgaben hingewiesen, die wir ohne schwere Einbusse an unserer politischen Stellung nicht unerfüllt lassen können. Freilich die in engen Verhältnissen erwachsene sorgsame und gewissenhafte, aber kleinliche Gesinnung des früheren deutschen Kleinbürgers wirkt bei uns immer noch nach. Wir hören das eine Mal ängstlich vor den Folgen einer deutschen Weltpolitik warnen und das andere Mal mit kecker Zuversicht die Opfer für überflüssig erklären, die wir bringen müssen, um unsere jetzigen Ziele zu erreichen. Und dennoch deuten alle Zeichen der Zeit darauf hin: es wird im zwanzigsten Jahrhundert keine europäischen Grossmächte mehr geben, sondern nur Weltmächte, und ein Volk, welches den Anforderungen einer Weltmacht nicht gerecht zu werden vermag, wird zu einem Staate zweiten oder dritten Ranges herabsinken.

So haben wir denn Gährung im Innern, harte Kämpfe nach aussen zu erwarten. Von einer Umwälzung in dem Umfange, wie sie sich gegenwärtig vorbereitet, weiss freilich die uns bekannte Geschichte nichts zu erzählen, aber immerhin finden wir Vorbilder dessen, was uns bevorstehen mag, im Kleinen. So haben wir genaue Berichte von dem römischen Ständekampfe, nicht wegen der damaligen Bedeutung des Gebietes, in dem er sich abgespielt hat, da es die Grösse einer mässigen Provinz nicht überschreitet, wohl aber wegen der späteren Bedeutung Roms. Die Ursachen dazu lagen ebenfalls in einer Verschiebung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich übrigens auch an anderen Orten, namentlich in Griechenland, in ähnlicher Weise vollzog und auch dort zu ähnlichen Folgen führte.

Bei der ersten Besiedelung eines Gebietes pflegt das Land in ausreichendem Masse vorhanden zu sein. Es kommt vor allem anderen darauf an, dass genug Arbeitskräfte da sind, um es zu bebauen, und genug Streiter, um es zu verteidigen. Gern gab man daher jedem Volksgenossen einen ausreichenden Teil zum Besitz, angesehene Männer erhielten ohne Schwierigkeit auch eine grössere Fläche. In Rom verliehen von Alters her die Häupter der patricischen Familien an unbemittelte Plebejer kleine Landlose (precaria) ohne feste Abgaben, aber auf beliebigen Widerruf. Das Verhältnis wird

im Anfang nicht drückend gewesen sein. Der Empfänger, Client, trat freilich in Abhängigkeit zu dem Geber, dem Patron, er vermehrte das Ansehen des Geschlechtes und musste der Sitte gemäss den Patron bei grösseren Ausgaben durch Beiträge unterstützen, aber er genoss dafür auch dessen juristischen und thatsächlichen Schutz.

Bei*) weiterer Vermehrung der Bevölkerung wird das Land knapper und dadurch immer wertvoller und zugleich immer unentbehrlicher zum Dasein, und neben der immer wachsenden Abhängigkeit der Hörigen entwickelte zudem das Recht in den Obligationen ein fast noch drückenderes Abhängigkeitsverhältnis. Gewiss kam es alsbald zu häufigen Kündigungen — Bauernlegungen, wie wir heute sagen würden — und die Gekündigten wurden in den meisten Fällen heimatlos und brotlos. Mit der Vertreibung der Könige, die allein von den Patriciern und in deren Interesse erfolgte, verloren endlich die niederen Klassen ihren letzten Schutz, und sahen sich einem rücksichtslosen Adel wehrlos preisgegeben. Das harte Schuldrecht gab in Rom wie anderwärts den ersten Anlass zum Ständekampfe.

Mit welchen Mitteln dieser geführt wurde, braucht nicht im Einzelnen dargestellt zu werden. Zahlreich sind die Züge, die an die heutige Zeit erinnern. Auf der einen Seite die starre Unbeugsamkeit der herrschenden Klassen, die auch das unbilligste Vorrecht nicht aufgaben, ehe sie dazu durch die unmittelbare Notwendigkeit gezwungen wurden, und die gerade deshalb schliesslich viel mehr verloren, als ursprünglich gefordert worden war; auf der anderen Seite eine Schar kühner und begabter Volksführer, die die Not der unteren Klassen klug benutzten, um diese unter ihrer Leitung zu vereinigen, dabei aber ihr persönliches Ziel, für sich Ehren und Vorteile zu erhaschen, nicht immer aus dem Auge liessen. Auch die Schroffheit der gestellten Forderungen, die Rücksichtslosigkeit der angewandten Mittel bietet ein vollwertiges Gegenstück zu unserer Zeit. Gelegentlich haben die Volkstribunen die ganze Staatsverwaltung lahm gelegt und haben die Heeresaushebung noch gehindert, wenn schon der Feind die Mauern Roms bedrohte.

*) Mit einigen Aenderungen entnommen aus dem angeführten Aufsätze S. 11—12.

Jedenfalls siegten die Plebejer in kaum zwei Jahrhunderten auf allen Punkten. Die Geschlechter, aus deren Verbindung der Staat ursprünglich erstanden war, wurden zu harmlosen Opfergemeinschaften; die Nachkommen der alten Volksführer sassen neben den Söhnen altadliger Familien als Konsuln und Prätores auf den curulischen Stühlen, sie führten Heere gegen den Feind und zogen als Triumphatoren in Rom ein. An die Armen wurden Landverteilungen über Landverteilungen gemacht. Punkt für Punkt war das Programm der alten revolutionären Tribunen erfüllt. Und dabei kam jetzt die glücklichste und glanzvollste Zeit in der Geschichte Roms, die Zeit, in der die Herrschaft über die Mittelmeerländer errungen wurde und die Reichtümer unzähliger unterworfenen Völker in der Stadt zusammenströmten. Und das Ende?

Kein Geschichtsbuch erzählt uns von den Einzelschicksalen der Massen, die jenen Sieg erfochten hatten. Als aber Tiberius Gracchus, der Volkstribun, auftrat, da konnte er die Lage des niederen Volkes mit folgenden Worten schildern: „Die Tiere in Italien haben ihre Höhle, ihre Lagerstätte und ihre Schlupfwinkel, die Männer aber, die für Italien kämpfen und sterben, haben nichts als Licht und Luft. Heimatlos und unsterblich irren sie mit Weib und Kind umher. Die Feldherren lügen, wenn sie im Kampf die Soldaten ermahnen, die Gräber und Heiligtümer vor den Feinden zu schützen, denn keiner von den Soldaten besitzt einen Altar oder einen Grabhügel seiner Vorfahren. Dass andere im Reichtum schwelgen können, dafür streiten und sterben sie. Sie werden die Herren der Welt genannt und haben nicht eine einzige Scholle zu eigen.“ Die Zusammensetzung der herrschenden Klasse hatte sich geändert, aber die Lage des niederen Volkes war elender als je.

Und ganz gewiss dürfen wir auch von dem Umschwunge, der sich jetzt bei uns vollzieht, keine allgemeine Glückseligkeit erwarten. Diese wird uns kein Fortschritt, keine höhere Stufe der Gesittung und Bildung bringen. Es ist eine harte Wahrheit, über die wir uns nicht hinwegtäuschen können: das menschliche Elend wird andere Formen annehmen, aber bleiben wird es, so lange Menschen leben.

Doch noch ein anderes lehrt uns die Geschichte des römischen Ständekampfes. Es gilt, den Anforderungen der neuen Zeit gerecht zu werden, aber mit wohl erwogenem Mass. Würden wirklich durch eine unglückselige Fügung die gegenwärtig erhobenen grundstürzenden Forderungen plötzlich erfüllt werden, so würde gerade das Gegenteil von dem eintreten, was dadurch erreicht werden soll: nicht zu einer höheren Gesellschaftsform würden wir gelangen, sondern es würde ein Zusammenbruch aller bestehenden Verhältnisse erfolgen, eine Vernichtung des durch vieltausendjährige Kulturarbeit Erworbenen und ein Zurücksinken auf eine frühere niedere Stufe der Gesittung. Und wollten wir andererseits blind an dem Veralteten festhalten: der Strom der Zeit lässt sich nicht stauen, die rücksichtslos zurückgedrängten Kräfte würden das Gefüge der staatlichen Ordnung, so fest es ist, in gewaltsamem Ausbruche sprengen, und wieder wäre der allgemeine Ruin die Folge.

Auch an uns alle stellt die neue Zeit ihre Anforderungen. Freilich, gegenüber den Gewalten, die hier wirken, ist selbst die Macht eines ganzen Staates gering. Und vollends der Einzelne treibt — so scheint es — von hin- und herflutenden Strömungen getragen, willenlos in einem unermesslichen Meer. Selbst jene redekundigen Volksführer, jene Leiter von ungezählten Tausenden — was sind sie anderes als die Schaumkronen von Wellenbergen, die ans Ufer rollend sich überstürzen und verrinnen. Aber die welterschütternden Bewegungen, die mit elementarer Kraft ganze Völker in ihre Wirbel ziehen, sind im Grunde doch nur das Ergebnis einer unendlichen Menge von Einzelwirkungen. Ein jeder hat an ihnen einen gewissen Anteil, so bescheiden er sei; ein jeder soll daher an seinem Platze, hoch oder niedrig, mit ungetrübtem Blick und ruhiger Entschlossenheit sein Bestes thun, dann wird es um das Ganze wohl bestellt sein. Wer seine Pflicht gegen Kaiser und Reich, Fürst und Vaterland treu erfüllt, der dient zugleich der ganzen Menschheit.

Ich wende mich jetzt an Sie, Kommilitonen. Zu gemeinsamer Arbeit sind wir hier berufen. Auch unsere Aufgaben sind schwerer geworden: altehrwürdige Lehrsätze sind angezweifelt, sind als einseitig, als unrichtig erkannt worden, alterprobte wissenschaftliche Formeln haben sich gegenüber der

Fülle neuer Thatsachen als unzulänglich erwiesen. Die Welt hat sich geändert, nicht nur die grosse Welt dort draussen, sondern auch die kleine in unserm Kopfe. Wir dürfen uns nicht, wie es wohl in früheren Zeiten geschehen ist, darauf beschränken, Ihnen einen bestimmten, feststehenden Wissensstoff zu überliefern, als ausreichendes Rüstzeug für Ihren künftigen Beruf. Was Sie vor allem anderen von uns verlangen können und müssen, ist dem Anschein nach weniger, in Wirklichkeit mehr. Wir sollen Sie anleiten, ihre eigene geistige Kraft zu stählen und zu üben, um dem, was das künftige Jahrhundert verlangen wird, gerecht zu werden, neue Wege zu finden, wo wir irrten, neue Gedankenkreise wissenschaftlich zu beherrschen, wo die uns überkommenen Kenntnisse versagten — mit einem Worte: mehr zu leisten als wir. Wenn wir beide, Universitätslehrer und Universitätshörer, in dieser Weise unsere Pflicht erfüllen, dann dürfen wir hoffen, dass Sie dereinst, auf unseren Schultern stehend, die vielgestaltige Welt der Erscheinungen mit weiterem Blicke umfassen werden; als es uns vergönnt war.

